

Heinrich und Alexander Spoerl

Von Jan-Christoph Hauschild

Künstlerisches Talent pflegt sich selten mit Glück zu vererben. Wer sich im selben Metier auf dem Markt durchsetzen muß, hat es schwer im langen Schatten eines erfolgreichen Vaters. Im Falle Spoerl glückte der literarische Generationswechsel. Die 5 Millionen Gesamtauflage wie auch den ewigen Ruhm, den sein Vater Heinrich mit der „Feuerzangenbowle“ errang, hat Alexander zwar nicht erreicht, dafür aber dessen *output* etwa um das Vierfache übertroffen, vorwiegend mit heiteren Romanen und Sachbüchern. Titel wie „Der Mann, der keinen Mord beging“, „Mit dem Auto auf du“, „Gentlemen in Unterhosen“, „Filmen mit Spoerl“, „Menschen dritter Klasse? Unter Obdachlosen“, „Computerbuch“ oder „Das neue Hundebuch in Farbe“ bezeugen das.

Gemeinsam ist beiden Spoerl, dass sie je ein Düsseldorf-Buch geschrieben haben. Keines zwar, in dem der Name Düsseldorf auf dem Umschlag prangt. Sondern ein Buch, in dem Lokalkolorit, Topographie und Dialekt eindeutig auf ihre Heimatstadt verweisen. Bei Heinrich ist es „Der Maulkorb“ mit dem Ensemble Ritterstraße, Poststraße, Bastionstraße, Akademiestraße, Hohe Straße und Liefergasse, Neusser Straße und Kölner Straße, mit Marktplatz, Lambertuskirche, „Uerige“ und „Canon“, mit Rhein und Aaper Wald; bei Alexander sind es die „Memoiren eines mittelmäßigen Schülers“ mit Hofgarten, Flinger Straße, Altstadt und Rhein. Denn beide sind gebürtige Düsseldorfer, der Vater Derendorfer, der Sohn Bilker. „Geboren wurde ich in den Düsseldorfer Krankenanstalten“, erinnerte sich Alexander Spoerl 1969 auf Bitten der Bilker Heimatfreunde. Das war am 3. Januar 1917. Die Eltern wohnten damals im Eckhaus Bilker Allee 94/Florastraße 75, wo sich die Buchdruckerei und Billettfabrik des zwei Jahre zuvor gestorbenen Großvaters Johann Heinrich Spoerl befand.

Mit den „Memoiren eines mittelmäßigen Schülers“ erzielte Alexander seinen größten literarischen Erfolg; von 1950 bis heute wurde das Buch rund 750 000 Mal verkauft. Trotz vieler Übereinstimmungen zur Biographie des Verfassers sind die „Memoiren“ kein wahrheitsgetreuer Lebensabriss. Vielmehr hat Spoerl Bruchstücke seines eigenen Erlebens als Material benutzt und daraus ein mit Realien gesättigtes

fiktionales Ganzes gestaltet. Da sind zunächst die Wohn- und Lebensverhältnisse der Familie. Der Vater arbeitet – wie Heinrich Spoerl - als Rechtsanwalt, betätigt sich aber auch als erfolgreicher belletristischer Autor. Die Mutter gibt – wie Trude Spoerl - Konzerte und „hilft“ ihrem Mann „beim Dichten“. Die Wohnung befindet sich in einem Mehrfamilienhaus über einer Zahnarztpraxis. Der jugendliche Held des Romans bewohnt eine Dachkammer, durch deren Fenster er das „komplizierte Dach“ eines „Bankgebäudes mit Türmchen aus Stuck und Zinkblech“ erblickt. Dabei handelt es sich um das ehemalige Gebäude der Landesversicherungsanstalt Rheinprovinz auf der Friedrichstraße, wohin die Spoerls im Oktober 1934 umgezogen waren.

Alexanders Jugendfreundin Margot Scholz erinnerte sich an diese Wohnung: „Sie hatten auf der Ecke Aders- und Friedrichstraße eine klitzekleine, enge Wohnung mit viel Möbeln und viel Büchern, die total verstaubt war, ich meine, im 2. Stock. Da gabs eine kleine Küche und ein kleines Schlafzimmer, eine kleine Bibliothek mit Büchern bis unter die Decke, da stand auch ein Flügel drin. Dazwischen war noch ein winziges Zimmerchen; ich nehme an, darin empfing der Vater, wenn er welche hatte, Klienten. Als Rechtsanwalt machte er ja so gut wie nichts mehr. Und dann gab es noch ein anderes kleines Wohnzimmer. Das Klo war, glaube ich, sogar noch auf der halben Treppe. Der Eingang war Adersstraße. Auf der anderen Seite war der Europäische Hof, da guckte man drauf. Das Wohnzimmer war Richtung Friedrichstraße. Alexander hatte oben im Dach sein Zimmer. Es war der 4. Stock, glaube ich. Ganz düster, mit ganz vielen Mansarden rechts und links, wie das in alten Häusern so war, mit Holzdielen als Fußboden. Die war ganz erbärmlich eingerichtet, diese Dachkammer, wo er drin schlief, mit nur einem runden Fensterchen, da sah man oben den Himmel.“

Eine große Rolle spielt in den „Memoiren“ die Schulzeit des Romanhelden. Die Schule selbst wird als Gebäude aus „altersbraunen Ziegelsteinen“ beschrieben, dessen großes schmiedeeisernes Tor immer verschlossen ist, so daß sich die Schüler mit ihren Fahrrädern durch eine schmale Pforte zwängen müssen. Das ist die „Oberrealschule mit Reformgymnasium“ am Fürstenwall/Ecke Florastraße (Nachfolgeschule ist das heutige Geschwister-Scholl-Gymnasium am Volksgarten). Zur schulischen Karriere Alexander Spoerls gehören freilich auch noch das Prinz-Georg-Gymnasium (das heutige Max-Planck-Gymnasium in Stockum) und die Städtische Oberrealschule an der Scharnhorststraße in Derendorf (das heutige

Leibnizgymnasium). Die Freundin Margot erzählt: „Er mußte das Gymnasium immer wechseln, weil er überall unmöglich war. So ungelitten war er bei den Lehrern. Für die war er mehr als ein rotes Tuch, weil er immer wider den Stachel löckte und die komischen Situationen herausforderte.“

Auf die Fürstenwallschule kam Alexander 1933. Mit zweien seiner Mitschüler habe ich 1992 ein längeres Gespräch geführt, in dem sie mir ihre Erinnerungen an ihre gemeinsame Schulzeit schilderten. Einer von ihnen stellte mir eine Bierzeitung der Gymnasiasten aus dem Jahr 1933 zur Verfügung, deren Texte fast alle Alexander Spoerl verfasst hat. Darin heißt es: „Lehrer sind bekanntlich Leute mit einer dicken Uhrkette und einer noch dickeren Humorlosigkeit. Sie sind stets darauf bedacht, eine möglichst gute Figur zu machen, weshalb sie auch meist so komisch sind. Lehrer sind den Schülern stets überlegen, dadurch nämlich, dass sie Arrest geben können. Was sie aber nicht gerne tun, denn es kostet Zeit; das nennen sie Verständnis für die Jugend. Obgleich Lehrer selbst nie jung waren, sind sie gleich als Pädagogen geboren worden. Im hohen Alter jedoch holen sie oft ihre versäumte Jugend nach. Lehrer haben immer das letzte Wort, meist heisst es: Setz Dich! Gott schenkte den Lehrern das Klassenbuch, er wusste warum. Pelikan schenkte den Schülern Tintentod, er wusste auch, warum. Lehrer sind dazu da, Monologe zu halten, weshalb sie sagen, sie hätten den schwersten Beruf. Deshalb auch die langen Ferien. Überhaupt die Welt ist ungerecht. Wir schufteten, schufteten, wir müssen blechen. Wir schufteten noch mehr als die Lehrer, und die kriegen noch was raus. Und dabei können sie nicht sitzen bleiben, wir um so mehr, und sie werden nicht zensiert und kriegen keinen Arrest. Denn sie sind unfehlbar. Weil alles auf dem Lehrplan steht. Kommt mal was vor, was nicht auf dem Lehrplan steht, dann werden wir es später einmal kriegen, jetzt sind wir noch zu jung dazu, oder so, oder die Wissenschaften sind sich noch nicht einig darüber. Oder es heisst: Setz Dich! - Manche Lehrer haben sogar eine Frau. Dann sind es keine richtigen Originale mehr, sondern langweilige Pädagogen. Ohne Lehrer wäre die Welt verdammt langweilig. Wären die Lehrer keine Originale, die Schule wäre unerträglich. An einem Nichtoriginal rächen sich die Schüler dadurch, dass sie ihm keinen Spitznamen geben. Jeder wackere Lehrer hat einen Spitznamen, oder auch mehrere, aber er kennt immer nur den seines Kollegen. Ohne Schüler gäbe es keine Lehrer. Da ein jeder Schüler anders ist, wie es pädagogisch einwandfrei festgestellt ist, so kann

man über Schüler nicht gemeinsames sagen. Weshalb sich die Lehrer mit jedem Schüler individuell befassen. Das nennen sie Uebungsarbeit. So sie das unterlassen, sind sie verstorben.“

Auch Heinrich Spoerl besuchte (von 1893 bis 1905) die Fürstenwallschule, absolvierte dort 1905 sein Abitur. Durch seinen Schulfreund Peter Esser lernte er den drei Jahre älteren Hans Müller-Schlösser kennen; zu dritt bildeten sie um 1903 ein „literarisches Lesekränzchen“, rezitierten und deklamierten mit Wonne und schrieben sogar eigene Stücke, die sie selbst inszenieren; Paul Henckels, ein Mitschüler von Müller-Schlösser, der 1944 in der zweiten Verfilmung von Spoerls „Feuerzangenbowle“ den Physiklehrer Bömmel spielte, war ebenfalls mit von der Partie.

Geboren wurde Christian Johann *Heinrich* Spoerl am 8. Februar 1887 in Düsseldorf-Derendorf, Blücherstraße 54. Seine Eltern waren der Ingenieur Heinrich Spoerl aus Hadermannsgrün bei Hof, Inhaber einer Fabrik für Druck- und Papierverarbeitungsmaschinen, und die Düsseldorferin Anna Frisch. Nach dem Abitur studierte Spoerl Jura in Marburg, Berlin, München und Bonn. 1909 legte er in Kassel die 1. juristische Staatsprüfung ab, anschließend absolvierte er den juristischen Vorbereitungsdienst als Referendar im Bezirk des Oberlandesgerichts in Düsseldorf. 1911 heiratete er die ehemalige Schauspielerin Emma Pretzlik aus Stockum (Kreis Bochum), die eine fast fünfjährige Tochter mit in die Ehe brachte. Trauzeuge war sein Düsseldorfer Freund Johann Müller-Schlösser, der anderthalb Jahre zuvor eine jüngere Schwester der Braut geheiratet hatte. Beide Ehepaare wohnten zunächst Bilker Allee 94. 1913 legte Spoerl die 2. juristische Staatsprüfung ab und wurde zum Gerichtsassessor ernannt. Im selben Jahr starb seine Frau. Zwei Jahre später heiratete er die 9 Jahre jüngere freischaffende Konzertsängerin Gertrud Kebben, Tochter des Postsekretärs Heinrich Kebben und seiner Frau Elisabeth geb. Zaremska. 1919 erhielt er die Zulassung als Rechtsanwalt am Amts- und Landgericht Düsseldorf und eröffnete Schadowstraße 24 eine eigene Praxis, die 1927 in die Worringer Straße 108 (Wohnung: Münsterstraße 280), 1930 nach Alt Pempelfort Nr. 20 verlegt wurde. Die Teilnahme am Weltkrieg war ihm wegen seiner enormen Kurzsichtigkeit erspart geblieben.

Zu bürgerlichem Wohlstand brachte es Spoerl als Rechtsanwalt nicht. Aus Not, aber auch aus Neigung versuchte er sich daher als Schriftsteller. 1926 erarbeitete er zusammen mit Müller-Schlösser eine Fortsetzung von dessen Erfolgsstück „Schneider Wibbel“: „Schneider Wibbels Auferstehung“; die Tantiemen dafür wurden hälftig geteilt. 1928 entwarf er eine Kriminalkomödie mit dem Titel „Der Seitensprung“, die er ein Jahr später dem Schauspielhaus in Düsseldorf anbot. Nach der Ablehnung suchte er sich einen Arbeitspartner, der den Text hinsichtlich seiner Theaterwirksamkeit bearbeiten sollte. Er fand ihn in dem Leipziger Satiriker und Humoristen Hans Reimann, der die gemeinsame Fassung unter dem Titel „Der beschleunigte Personenzug“ im Gustav Kiepenheuer Bühnenvertrieb unterbrachte (seine Urfassung hat Spoerl später zu dem Roman „Wenn wir alle Engel wären“ umgearbeitet, der 1936 erschien). Danach arbeitete Spoerl an verschiedenen Projektideen und Entwürfen, die er Reimann gegenüber in zahlreichen Briefen skizzierte, darunter auch „Der Maulkorb“. Zu einer Zusammenarbeit kam es aber erst wieder während eines gemeinsamen Urlaubs am Starnberger See, wo unter anderem das Exposé für einen Tonfilm mit dem Arbeitstitel „Der Flegel“ entstand, das Reimann, der über gute Beziehungen verfügte, mehreren Filmproduktionsfirmen anbot. Als diese Pläne scheiterten, arbeitete Spoerl den Text zu einem Roman um, den er „Die Feuerzangenbowle“ betitelte und für den er nur noch wenige Anregungen von Reimann übernahm. Anschließend distanzierte sich Reimann von der Romanfassung, die Spoerl zunächst ohne Erfolg mehreren Verlagen anbot. Erst 1933 gelang es Trude Spoerl, aufgrund ihrer freundschaftlichen Beziehungen zur Düsseldorfer Verlegerfamilie Droste, den Text unterzubringen. Nach einem Abdruck im „Mittag“ erschien die Buchausgabe der „Feuerzangenbowle“ im Düsseldorfer Industrie-Verlag; den Umschlag gestaltete Otto Pankok.

Nach Spoerls Zeitungs- und Bucherfolg gelang es Hans Reimann, die Produktionsfirma Cicero-Film für den Stoff zu interessieren, die Ende 1933 die Filmrechte erwarb. Das Drehbuch verfasste Reimann zusammen mit Robert A. Stemmler, dem Regisseur des Films, der wenige Monate später unter dem Titel „So ein Flegel“ herauskam, mit Heinz Rühmann in einer Doppelrolle. Reimanns zäh dahinfließende Version des Stoffes basiert auf dem Grundeinfall, dass der arrivierte, von Privatlehrern erzogene Schriftsteller Hans Pfeiffer, dessen neuestes Bühnenstück kurz vor der Premiere steht, mit seinem flegelhaften jüngeren Bruder,

dem Oberprimaner Erich Pfeiffer, den Platz tauscht. Im Film wird dies auf enervierende, käsfüßig langweilige Weise parallelgeführt, bis am Ende der Flegel Erich sein heimliches Spießler- und Krämergemüt offenbart.

Gleichwohl war der Film, der als erste Verfilmung der „Feuerzangenbowle“ zu gelten hat, Auftakt eines beispiellosen Buch-, Bühnen-, Funk- und Filmerfolgs, den Spoerl mit seinen nun in rascher Folge publizierten Werken erzielte. In der Bestseller-Statistik für die Jahre zwischen 1933 und 1945 ist er unter den zwanzig in Deutschland meistverkauften Romanen mit „Die Feuerzangenbowle“ (1933), „Der Maulkorb“ (1936), „Wenn wir alle Engel wären“ (ebenfalls 1936) und „Der Gasmann“ (1940) gleich viermal vertreten. Und in dieser Bilanz taucht sein allererfolgreichstes Buch, „Man kann ruhig darüber sprechen“ (1938), noch nicht einmal auf, weil es kein Roman ist, sondern eine Sammlung seiner Humoresken aus dem „Mittag“. Obendrein war Spoerl ein genialer Mehrfachverwerter: Alle vier humoristischen Romane wurden zwischen 1936 und 1944 verfilmt; der „Feuerzangenbowlen“-Film mit Heinz Rühmann hat längst Kultstatus erlangt und gehört mittlerweile zum kulturellen Gedächtnis von mindestens drei Generationen. Nach 1945 gab es sechs weitere Verfilmungen, alleine vier des „Maulkorbs“, dazu Hörspiel- und Theateradaptionen.

In einer Zeit, in der es wenig zu lachen gab, vergnügte sich das deutsche Publikum an Spoerls realistischem Witz, der aus der Konfrontation von Lehrern und Schülern, Beamten und Vorgesetzten, Staatsanwälten und Angeklagten, Ehemännern und Ehefrauen erwächst. In einem Klima der politischen Einschüchterung amüsierte man sich über die subtile Kritik am Obrigkeitsstaat und dem kleinbürgerlichen Autoritätsunterwerfungszwang, freute sich, wenn komische Käuze, berauscht und enthemmt, ihre verklemmten Sehnsüchte offenbarten. Spoerl zu lesen oder die Verfilmungen zu sehen bedeutete, für einen Moment der Alltags-Tristesse entrinnen zu können. Was Spoerl als Autor auszeichnet, sind seine fast juristisch klare, schnörkellose Sprache, seine feine Ironie und sein unaufdringlicher, bisweilen schwermütiger Humor. Er traf den Massengeschmack, ohne sich als Autor dem Nazizeitgeist anzubiedern und dem Führerprinzip zu huldigen, sondern im Gegenteil mit humanistischem Grundton und untergründiger Kritik am Kleinbürger- und Duckmäusertum.

Literatur

- Jan-Christoph Hauschild: Eine Schulzeit in den 30er Jahren. Düsseldorfer
Erinnerungen von Alexander Spoerl.- In: Bilanz Düsseldorf '45. Kultur und
Gesellschaft von 1933 bis in die Nachkriegszeit. Herausgegeben von Gertrude
Ceppl-Kaufmann, Winfried Hartkopf und Winrich Meiszies unter Mitarbeit von
Michael Matzigkeit.- Düsseldorf: Gruppello Verlag 1992, S. 57-63
- Kruse, Joseph A. (Herausgeber): Heinrich Spoerl Buch - Bühne - Leinwand
[Redaktion: Sabine Brenner].- Düsseldorf: Droste Verlag 2004
- Tobias Schneider: „Bestseller im Dritten Reich“.- In: „Vierteljahrshefte für
Zeitgeschichte“, 52. Jg. 2004, Heft 1, S. 77-97
- Druck: Heinrich und Alexander Spoerl.- In: Düsseldorfer Erinnerungsorte. Hrsg. von
Benedikt Mauer und Enno Stahl.- Essen: Klartext Verlag 2018 (Quellen und
Forschungen zur Geschichte des Niederrheins, Bd. 13), S. 202-206